Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 50 — Sonntag den 16. Dezember — 1906

Spieler.

(8. Fortsetzung.)

Moderner Kultur-Roman von Hans Hyan.

(Nachdruck verboten.)

Martin Minderstedt schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, Herr Korthals, Sie haben ganz recht, spielen muß man . . . wenn einer mal als Spieler geboren ist, dann spielt er eben, dann muß er auch immer wieder spielen und wenn's ihm Kopf und Kragen kostet! . . .“

Der Offizier atmete auf.

„Na, sehen Sie! . . . Gottlob, da werden Sie mich ja begreifen: . . . und werden auch meine Bitte verstehen, nicht wahr?“

„Gewiß,“ sagte Minderstedt, „gewiß, lieber Herr Leutnant, ich verstehe alles! . . . Bloß Geld geben kann ich Ihnen nicht . . . nein, bei Gott nicht . . . Ich habe ja selber keins! . . . bin ausgemistet bis auf die Knochen!“

„Ah! . . .“ der Leutnant wollte das offenbar gar nicht glauben. „Ich muß doch aber Geld haben! . . .“ sagte er klagend, „ich muß bis Samstag dreitausend Mark haben! . . . Und das sind nur meine Ehrenschulden, nebenbei brauch' ich doch auch Geld, um mir mein eignes wieder zu holen! . . .“

Der Ziegeleibesitzer betrachtete den Offizier plötzlich mit einem neuen, fremdartigen Interesse.

. . . Wie? Der war auch davon so erfüllt, daß er eines Tages oder vielmehr eines Nachts sein Geld mit Zinsen wieder gewinnen mußte?! . . . Ja, jeder kann doch aber gar nicht gewinnen! . . . Er natürlich, er selbst, er mußte mal seine Revanche haben, bei der er den Herren, die dann die Bank hielten, nicht den Taler im Portemonnaie für die Nachtdroschke lassen würde! . . . Aber der Leutnant da, der mit so lächerlich kleinen Summen ran ging, der pointierte wie ein Schüler?! . . . Nee, wahrhaftig, mit solchen Kleinigkeiten macht man das Rennen nicht! . . .

Er sagte natürlich nichts von dem, was er dachte und er hätte dem Offizier auch trotzdem gern geholfen! . . . Dreitausend Mark . . . hm . . . eigentlich eine Lappalie! . . . Und selbst darüber konnte er nicht verfügen! . . . Zu dumm! . . .

„Haben Sie denn gar nichts?“ fragte Martin Minderstedt, mehr um überhaupt irdend etwas zu sagen, „so viel ich weiß, hat Ihre Familie doch irgend eine größere Besitzung?“

Der Leutnant winkte mit der Hand.

„Eine? . . . Wir haben sogar mehrere große Güter! . . . Aber das ist Fideikommiß! . . . Es ist durchaus nicht gesagt, daß wir, Dagobert oder ich, da mal rankommen! . . . Vorläufig sitzt unser Onkel Heino drauf und der hat zwar keinen Sohn, aber 'n halbes Dutzend Neffen, wo eigentlich jeder erbberechtigt ist. Die Anciennität ist da nämlich auch noch nicht mal ausschlaggebend . . . . Das ist ein ganz verzwicktes Familiengesetz . . . und darauf kriege ich jedenfalls kein Geld! . . .“

Der Ziegelei-Besitzer schüttelte den Kopf, es war ihm da eine Idee gekommen.

„Daß weiß doch aber keiner, daß die Güter Fideikommiß sind! . . . Ihr Onkel heißt doch auch v. Korthals, nicht wahr?“

Er sah den Offizier an und der senkte seine dunklen Augen und wurde rot. Er hatte die halbe Andeutung, die in Minderstedts Frage lag, jetzt auch begriffen . . .

Dann sprachen sie alles mögliche miteinander und währenddem schlichen ihre Gedanken wieder und wieder zurück, dicht an das Verbotene und Gefährliche heran, bis Martin sagte:

„Ich bin heute leider Gottes soweit gekommen, daß ich jede Gelegenheit, die sich mir bietet, ergreife! . . . Ich kriege ja wieder Geld, ja gewiß! Denn ich habe, wie Sie wissen, ein gutgehendes, sehr bedeutendes Geschäft . . . Aber wann! . . . Und dann sind da auch alle möglichen Verpflichtungen! . . . Ich kann die Kasse zu Hause nicht derart bloßstellen! . . .

Spielkameraden. Nach einem Gemälde von Emanuel Schaltegger. (Siehe Seite 8.)

(Ach, er hatte das leider längst in einer so unverantwortlichen Weise getan, daß sein Geschäftsführer und seine arme Frau schon nicht mehr aus noch ein wußten!) . . . Und im übrigen . . ."

Er beugte sich förmlich beschwörend zu dem andern hinüber.

„Es entgehen einem ja unterdessen die besten Gelegenheiten: . . . Drei, nein vier Tage war ich jetzt schon nicht mehr im Klub! . . ."

„Ich auch!" sagte der Leutnant trostlos.

„Sehen Sie," begann Minderstedt wieder, „ich könnte sogar eine Sicherheit bieten: meine völlig schuldenfreie, gut gehende Ziegelei" — er log und er log mit voller Absichtlichkeit! — „aber das gibt mein Gewissen nicht zu! . . . Sie wissen ja, ich habe Frau und Kinder! . . ."

Der Offizier nickte. Er fühlte gut, wo das andre hinaus wollte. Und wenn er auch selbst sich vor dem Weg, den Minderstedt einschlug, entsetzte, so empfand er doch jetzt schon, daß sein Widerstand erlahmen, daß er sich mitreißen lassen würde . . .

„Sie könnten sich Geld machen!" sagte der Ziegeleibesitzer ganz leise.

„Ich . . . ich . . .?! . . ." Der Offizier schüttelte beinahe ängstlich seinen schwarzen Kopf, „wieso denn ich? . . ."

Martin Minderstedts Miene bekam plötzlich etwas Geheimnisvolles, Hinterlistiges.

„Und Sie haben noch nicht einmal nötig, etwas Unwahres zu sagen . . . und . . . sehen Sie mal, niemand ist doch gezwungen, Fragen zu beantworten, die gar nicht an ihn gestellt werden! . . "

„Wie meinen Sie das?"

Fast ängstlich blickte der Offizier sein Gegenüber an.

„Sie sprechen von einem Geldgeber, nicht wahr?"

Martin Minderstedt nickte.

Friedrich v. Korthals sah stumm vor sich nieder und schüttelte immerfort den Kopf.

„Nein," sagte er endlich mit einem tiefen Atemzuge, „das kann ich nicht, das ist wider meine Ehre!"

„Ja," sagte der Ziegeleibesitzer, immer vor sich hinnickend, „dann haben wir eben auch kein Geld!"

„Wieso Sie?"

„Na, wir hätten eben gleich soviel genommen, daß wir beide was gehabt hätten! Und ich hätte natürlich auch gerade gestanden für den ganzen Betrag! . . . Das kann ich ja! . . . Ja, das kann ich! . . . Ein Risiko ist ja da nicht bei! . . ."

Wieder eine Pause und dann der Leutnant.

„Wüßten Sie denn jemand? . . . der . . . der das Geld geben würde?"

Martin Minderstedt nickte.

„Jawohl . . . ich weiß einen! . . . Der Mann ist für jede Summe zu haben! . . . Die Hauptsache ist, daß die nötigen Unterlagen vorhanden sind . . ."

„Und Sie meinen, daß ich dem Manne genügen würde?" fragte Friedrich v. Korthals zaghaft.

„Gewiß!" erwiderte Minderstedt, in dessen Worten sich jetzt eine Festigkeit offenbarte, die ihn selbst in Erstaunen setzte, „gewiß Sie, Herr v. Korthals, als einstiger Erbe der Fideikommißgüter, die jetzt noch Ihr Herr Vater bewirtschaftet!"

„Mein Onkel!"

„Pardon, Ihr Herr Vater! . . ." Und wie der Leutnant bei dieser Unwahrheit zurückzuckte, überredete ihn Minderstedt:

„Sie haben ja gar nicht nötig, ein Wort zu sagen, Herr Leutnant, überlassen Sie das ganz mir! . . . Ich werde schon reden mit dem Mann! — der macht nämlich mit Vorliebe solche Sachen! . . ."

Martin hatte zwar keine Ahnung davon, daß Roth sich gerade hervorragend für Erbschaftsbeleihungen interessierte, aber er wußte, daß der Agent ein ziemlich eitler Mensch war, der gern mit seinen hohen Verbindungen prahlte, und daß er Offizieren, noch dazu wenn sie vom Adel waren, stets beisprang. Zudem verfügte der Agent, der wohl wieder seine Hintermänner hatte, wirklich über große Mittel . . .

Friedrich v. Korthals hatte den Arm auf die Marmorplatte gestützt und den Kopf in die Hand gelegt . . . Er spielte mit dem silbernen Löffel in seinem Teeglase und schien eifrig mit sich zu Rate zu gehen. Endlich sagte er:

„Nein, so nötig wie ich das Geld auch brauche, das kann ich doch nicht! . . ."

Und nun erzählte er Martin Minderstedt von seinem ältesten Bruder, der sich auch durch seine Spielleidenschaft derart hineingerissen hätte, daß er eines Tages Hals über Kopf nach Amerika geschickt wurde! Nur das und die bedeutenden Opfer, die seine Verwandten gebracht, hätten die Aufrollung einer sehr unangenehmen Affäre verhindert, durch die die ganze Familie schwer kompromittiert worden wäre . . .

Martin erinnerte sich, alles das von dem Bruder seines Gegenüber schon einmal gehört zu haben. Und die Geschichte interessierte ihn heute noch weniger, wie damals. Er sah zum Fenster hinaus.

„Sehen Sie," schloß der Leutnant in einem letzten Rest klarer, ruhiger Erkenntnis, „jetzt sind es dreitausend Mark, die ich zu zahlen habe . . . die schafft mir, wenn alle Stränge reißen, doch noch mal mein Bruder Dagobert . . . Aber habe ich das erst mal getan, das, was Sie sagen, dann . . . nee, Herr Minderstedt, so gern ich auch möchte — es geht eben nicht! . . ."

Martin Minderstedt sagte gar nichts. Er sah nur eine kaum aufgebaute Hoffnung schon wieder zusammenbrechen und das machte ihn ganz verzweifelt . . .

„Wie Sie wollen," meinte er schließlich, „dann können wir heute abend eben nicht spielen! . . ."

„Hätten wir denn das Geld gleich gekriegt?" fragte der Offizier, dessen Augen bei der Erwähnung des Hasards eigentümlich zu leuchten begannen.

„Na gewiß!" sagte Minderstedt, dem diese Veränderung in v. Korthals Zügen nicht entgangen war, „so viel, wie wir heute brauchen, gibt er uns sofort!"

Er sah auf seine Uhr.

„Wenn Sie jetzt schnell nach Hause fahren und die Papiere holen, dann treffen wir ihn noch! . . . Aber Sie müssen Ihre Uniform anziehen, das macht einen besseren Eindruck und gibt gleich Vertrauen!" setzte Minderstedt hinzu, „ . . . bis um acht Uhr ist er sicher in seinem Bureau und Geld genug hat er auch in seinem Arnheim . . . Der Mann macht ja ganz kolossale Umsätze . . . und im übrigen, wie ich Ihnen schon sagte, ich stehe auch noch für Sie gerade! . . . selbstverständlich! . . . warum denn nicht! . . ."

Der Ziegeleibesitzer sprach soviel er konnte, in der instinktiven Absicht, den andern jetzt möglichst wenig zum Nachdenken kommen zu lassen.

„Ja, lieber Herr Leutnant, das ist ja das allereinfachste! . . . Wir fahren sofort hin! Jetzt gleich, nicht wahr? . . . Natürlich per Automobil, das geht viel schneller und kostet auch nicht mehr . . ."

„Er wird wohl 'n Wechsel von mir haben wollen?" sagte der Leutnant, der trotz alledem schon wieder nachdenklich zu werden anfing.

„Na ja, das ist doch immer so!" schwatzte Minderstedt, „selbstverständlich! . . . übrigens ja nur eine reine Formsache! . . . das werden wir schon machen! . . . da ängstigen Sie sich nur gar nicht! . . . I bewahre! . . ."

Der Ziegeleibesitzer rief den Kellner und zahlte.

„Kommen Sie?" fragte er dann.

Und Friedrich v. Korthals folgte ihm und stieg draußen mit seinem Verführer in eine, wie vom Teufel selber vorbeigeschickte Automobildroschke.

Aber im Wagen kam noch einmal die Gewissensangst wie ein Schluchzen herauf aus seinem Herzen. Der Wechsel, den er im Bewußtsein seiner Unwahrhaftigkeit würde unterschreiben müssen, das war das letzte Bollwerk, an dem das schwanke Schifflein seiner Ehre hing, ehe es hinaustrieb ins Meer der Leidenschaft . . .

Und die blieb Siegerin! . . . Irgendwo in der Ferne lockten Goldhaufen und flatternde Banknoten, fielen Karten aus der Hand des Bankiers auf das grüne Tuch des Tisches, um den sie alle saßen, die der Spielteufel in seinen Krallen hielt und nicht mehr losließ . . .

Zehn Minuten später hielt der Chauffeur vor dem Hause, in dem die beiden Offiziere gemeinsam eine bescheidene Wohnung inne hatten und Minderstedt wartete unten voller Spannung auf die Rückkehr seines Opfers. Er hatte keinerlei Gewissensbisse, nur die Angst quälte ihn, der Bruder des Leutnants könnte oben sein und so den Streich verhindern . . .

Doch der Offizier kam gleich darauf herunter, setzte sich in die Droschke und sagte, mit einem Beben in der Stimme, das er sich vergeblich bemühte, zu unterdrücken:

„Also los!"

Während der Fahrt zu dem Agenten sprachen die beiden kein Wort. Erst auf der Treppe sagte Minderstedt:

„Seien Sie recht unbefangen! . . . solche Leute sind manchmal ein bißchen mißtrauisch."

Korthals aber antwortete ihm nicht.

Und tatsächlich zeigte der Agent anfänglich einen gewissen Argwohn. Martin Minderstedt setzte die Sachlage auseinander und die Uniform des Leutnants, der sich gut ausweisen konnte, behob jeden etwa vorhandenen Zweifel des Agenten. Sobald er Einsicht in die Papiere genommen hatte, die v. Korthals ihm vorlegte, war er bereit zur Hergabe des Geldes, es handelte sich nur noch um die Summe.

Der Ziegeleibesitzer hatte gesagt:

„Mein Freund braucht fünfzehntausend!"

Dabei nahm er zwei Wechselformulare heraus, füllte jedes mit „sechstausend Mark" aus und schob sie dem Offizier hin zum Unterschreiben.

Der Leutnant wurde dunkelrot, als er die Wechsel unterzeichnete, fand aber sofort die richtige Erklärung selber dafür, indem er sich zum Lachen zwang und sagte:

„Ich bin an solche Geschäfte noch gar nicht gewöhnt, Herr Roth . . ."

Das machte den besten Eindruck auf den Agenten. Er ging gleich an den Schrank, um das Geld zu holen, und zählte zehn Tausendmarkscheine auf die Tischplatte, ohne das Fehlen der mehr quittierten Zweitausend irgendwie zu erklären. Den einen Tausender nahm er außerdem gleich wieder weg, legte fünf blaue Scheine dafür hin und meinte:

„Das ist für den Diskont . . . und Unkosten, die ich doch auch habe! . . . Ich kann doch mein Geld nicht dabei zusetzen! . . ."

Der Leutnant wagte nichts zu sagen und lächelte unbeholfen. Martin Minderstedt meinte auch nur:

„Sie alter Schwede! Sie sehen schon, wo Sie bleiben! . . . Na, schließlich, es gibt Leute, wo man noch besser rasiert wird, wie bei Ihnen! . . . Übrigens, was zahlen Sie mir denn Provision dafür, daß ich Ihnen solche Kunden bringe? . . . wie?"

„Ihnen Provision?!" Der Agent zuckte mürrisch die Achseln, „ich dächte, Sie hatten mich schon genug gekostet! . . ."

„Pst!" machte Minderstedt, „das sind Interna . . . Und im übrigen, ich wünschte Ihnen lauter solche Kunden, wie ich einer bin! . . . . Dann brauchten Sie bald gar nicht mehr zu arbeiten! . . ."

Der Agent winkte abwehrend mit der Hand. Dann geleitete er die beiden Herren artig zur Tür. — Unten hielt noch das Automobil.

„Wir essen bei Borchardt, ja?" fragte Minderstedt.

Der Leutnant nickte. Ihm war, als könne selbst der Chauffeur ihm die schwere Schuld ansehen, mit der er sein Gewissen belastet hatte.

XX.

In sehr animierter Stimmung schlenderten die beiden Herren so gegen elf die Kurfürstenstraße hinauf und bogen eben in die Burggrafenstraße ein. Der Wein hatte in ihren Köpfen all die bösen Gedanken ausgelöscht und ihr Gewissen in jenen sanften Rausch eingelullt, in dem die Ereignisse ohne Konsequenzen sind, wenigstens ohne unangenehme! Sie hatten beide Geld in ihren Taschen und fühlten sich, ohne noch eine Spur von Angst vor der Zukunft zu haben, ganz als Herren der Situation.

Wie sie vor dem Hause, dessen Hochparterre der Marquis de la Grandvilliere bewohnte, angekommen waren, trat plötzlich eine Frau aus dem Schatten der Toreinfahrt, ging auf Martin Minderstedt zu, der zurückwich, und sagte:

„Also da bist Du! . . ."

Er war wie versteinert.

„Hulda?! . . ." Und ein Gelächter aus sich heraus quälend, fragte er: „Wie kommst Du denn in aller Nacht hierher?! . . ."

„Ich friere hier seit zwei Stunden!" erwiderte sie, „aber das ist ganz egal, ich muß Dich sprechen! . . . Bitte, komm mit! . . ."

Martin Minderstedt zögerte.

„Pardon!" sagte der Leutnant, der nach einem sehr höflichen Gruß abseits stehen geblieben war, „ich gehe immer hinauf! . . ."

„Aber ich komme ja sofort mit!" rief Minderstedt.

„Nein!" sagte die Frau, ohne ihre Stimme im geringsten zu dämpfen, „Du bleibst hier!"

Der Leutnant eilte. Eine eheliche Szene — um Gotteswillen! . . . Ein Glück, daß er nicht verheiratet war . . .

„Was willst Du denn?" fragte Minderstedt unwirsch, als sie alleine waren, „was ist denn das für 'ne Sache, sich hier auf der Straße hinzustell'n und mir aufzulauern! . . ."

„Ich muß wissen, wie ich dran bin!" sagte sie, die ihre Festigkeit noch immer bewahrte, „Du liest meinen Brief nicht mehr, wenigstens bekomme ich keine Antwort! . . . wenn Du willst . . . wenn Du die Absicht hast, überhaupt von Hause fortzubleiben . . ."

„Wer sagt denn das?!" unterbrach er sie grob, „ich bin eben mal auf ein paar Tage verreist, wie jeder andere Mann das auch tut, ohne daß er gleich mit Briefen bombardiert wird . . . im übrigen habe ich nur einen Brief von Dir gekriegt!"

Er log gröblich, aber es war ihm gleich, was er zu ihr sagte. Die Hauptsache war, daß sie ihn losließ, damit er hinauf konnte an den Spieltisch!

Sie schüttelte nur den Kopf und nahm mit der Naivität ihres klaren Verstandes den Faden ihrer Rede genau an der Stelle wieder auf, wo er sie vorhin unterbrochen hatte.

„Wenn Du die Absicht hast, Martin, nicht mehr mit mir zusammen zu leben und wenn Dir Deine Kinder auch schon gleichgültig geworden sind" — jetzt zitterte ihre klare, unschuldige Stimme, „dann sag' es mir, dann geh' ich mit den Kindern zu meinen Eltern!"

Voll innerer Wut, aber doch erkennend, daß er sie nicht zum äußersten treiben dürfe, schwieg er einen Augenblick. Dann sagte er, sich mühsam verstellend, mit leiser Stimme:

„Ich weiß nicht, Hulda, was Du auf einmal gegen mich hast! . . . Du bist böse, daß ich ein bißchen gespielt habe, na ja! . . . Ihr Frauen habt eben dafür kein Verständnis, daß ein Mann, der mitten im Leben steht, der arbeitet und sich schindet, daß der auch mal 'ne kleine Abwechslung haben muß . . . Sieh mal, 's macht mir doch Spaß und ist sozusagen das einzige, was mir Vergnügen macht! . . . Ich habe doch sonst nichts! . . . Und schließlich, na ja, 's kostet 'n paar Mark! . . . Aber . . . aber, wir können's doch! . . . Und wenn ich einmal was verliere, dann kommt's das nächste Mal doppelt wieder rein! . . ."

„Das ist nicht wahr!"

Sie hatte, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen, zugehört. Nun aber sagte sie es ganz laut, ohne sich im geringsten zu mäßigen:

„Das ist nicht wahr! . . . Du lügst! . . . Alles, alles, was Du sagst, ist gelogen! . . ."

Und plötzlich, als habe diese grausame Erkenntnis, daß er log, daß er sie durch seine schamlose Heuchelei düpieren wollte, den letzten Damm vor dem Meer ihrer Schmerzen weggerissen — plötzlich schluchzte sie laut auf und weinte unaufhaltsam, mit der ganzen Kraft ihres armen, mißhandelten Frauenherzens . . .

Und soviel er sich bemühte, sie hörte nicht auf zu weinen. Den Kopf schüttelnd und seinen Arm, der sich in gespielter Zärtlichkeit um ihre Schulter legen wollte, beiseite stoßend, ging sie, laut schluchzend, immer einen Schritt vor ihm her, bis sie plötzlich stehen blieb und mit hellem Zorn, der ihre Tränen auf einmal ablöste, herrisch sagte:

„Wir fahren jetzt sofort nach Hause!"

Das hatte er gefürchtet! . . . Das mehr, als alles andere! . . . Daß sie ihn mitnehmen würde! Mit sich fort aus Berlin, auf dieses erbärmliche Kaff da draußen, das er nicht wiedersehen wollte, das ihm Entsetzen einflößte mit seiner Öde! . . . Aber er ging nicht! Nein, auf keinen Fall! Er ging nicht! . . .

Und wie er sie jetzt so verstohlen ansah, mit ihrem hartnäckig gesenkten Gesicht; in dieser Haltung, die ihn so lebhaft an den alten Braunstein, diesen starrköpfigen, unbeugsamen alten Mann erinnerte, da wurde er wütend auf sie! Schlagen hätte er sie mögen! Mit Schlägen vor sich hertreiben nach dem Bahnhof, daß sie wegfuhr, nach Hause, und ihn hier allein ließ! . . .

„Also wir fahren nach Hause!" wiederholte sie.

„Nein, ich nicht!" sagte er und versuchte zu lachen, „ich denke gar nicht dran! . . ."

Noch hielt ihre Energie vor.

„Du kommst mit, Martin! ich will, daß Du mitkommst! . . ."

„Du hast gar nichts zu wollen! . . . Frauen und Kinder haben überhaupt keinen Willen! . . ."

Sie fing wieder an zu weinen.

„Dann fahr ich jetzt zu meinem Vater und sage ihm, daß Du nicht mehr nach Hause kommst, daß unser Geschäft zu Grunde geht, daß Du nicht zahlst, alles bloß wegen Deiner verfluchten Spielleidenschaft . . ."

Sie hatte die letzten Worte fast hinausgeschrien. Ein paar Passanten, die auf der andern Straßenseite gingen, waren stehen geblieben und sahen herüber.

„Wie sind hier auf der Straße!" sagte er mit mühsam unterdrückter Stimme, während seine sonst so matten Augen sich mit wütendem Glitzern auf ihr Gesicht hefteten, das gerade vom Licht einer Laterne hell beschienen wurde . . . O, jetzt hätte er sie erwürgen können! . . . Seine Hand umspannte ihren Arm. Sie stöhnte.

Aber eigensinnig, ohne auf den Schmerz zu achten, den er ihr verursachte, wiederholte sie:

„Du kommst jetzt mit mir nach Altenberg! . . . . Oder Du sollst sehen, was passiert! . . ."

Er erwiderte nichts . . . Die Wut raubte ihm das Vermögen, seinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu geben. Und trotzdem blieb ein Rest von Überlegung in ihm, die ihn verhinderte, sich noch mehr gehen zu lassen . . .

Er mußte sie irgendwie fortbringen! Mit List natürlich, denn so ging sie ja offenbar nicht, ohne ihn . . . Und wenn es auch nur für heute nacht war, für diese eine, einzige Nacht, in der er sich vorgenommen hatte, sein Geld wieder zu gewinnen! Gerade heute mußte er zu dem Marquis! . . . Das war sein großer Tag, davon war er fest überzeugt! . . . Mochte dann morgen kommen, was wollte! . . . Am Ende sogar die Rückreise nach Altenberg mit dieser Frau, die er jetzt haßte und von der er sich lossehnte mit aller Kraft seiner verirrten Empfindungen! . . .

So sagte er plötzlich in einem ganz andern nachgiebigen Tone.

„Na, meinetwegen! . . . Wenn Du's durchaus haben willst, dann fahren wir nach Hause . . . Ich muß bloß erst noch meinen Koffer holen und meine Rechnung im Hotel bezahlen . . . Aber wir könnten doch recht gut noch die eine Nacht hier bleiben! . . ."

„Nein, nein!" sagte sie, aus deren Stimme man sofort ihr versöhntes, schon wieder liebevolles Gemüt heraus hörte, „wir wollen fort, Martin! . . ."

Ihre Hand suchte nach der seinen und ihr Gesicht wandte sich ihm fast demütig zu:

„Ach, Martin! Du weißt ja nicht, wie ich mich nach Dir sehne! Wie ich mich ängstige, wenn Du nicht da bist! . . Und die Kinder fragen immerzu nach Dir! — Gestern hat Karlchen mich an die Hand gefaßt und hat mich in Dein Arbeitszimmer gezogen und hinter der Tür und überall hat er nachgesehen und hat immer gesagt: „Pa . . . pa unser Papa! . . ." Ich habe so weinen müssen! . . . Aber nun kommst Du ja wieder bei uns . . . jetzt wird alles wieder gut zwischen uns beiden! . . ."

Sie schob ihren Arm in den seinen und schmiegte sich zärtlich an ihn —.

Er hatte nur das Gefühl einer grenzenlosen Abneigung gegen sie. Ins Gesicht schlagen hätte er sie mögen! Seine Zähne bissen sich aufeinander und mit aller Gewalt mußte er sich zwingen, um ihr nicht ein böses Wort ins Gesicht zu schleudern . . .

„Ja, ja . . . ja . . ."

Das war alles, was er hervorbrachte.

Aber sie, in ihrer Glückseligkeit, daß er wieder an ihrer Seite ging, daß er eingewilligt hatte, mit ihr nach Hause zu fahren, ahnte nichts von dem, was in ihm vorging. Entzückt, daß sie ihn gefunden hatte, gab sie sich der törichten Hoffnung hin, daß nun eine neue Zeit des Glücks und der Liebe für sie anbrechen würde.

„Da unten stehen Droschken," sagte er, „wenn wir doch ein Automobil finden würden! . . ."

Denn er hatte nur den einen Wunsch, die Komödie rasch zu Ende zu bringen, damit er so schnell als möglich in den Spielklub könne.

In der Droschke gelang es ihm denn auch, sich noch mehr zu überwinden. Er erwiderte sogar ihre Zärtlichkeiten. Und war innerlich voller Schadenfreude über das Entsetzen, mit dem sie nachher merken würde, daß er sie überlistet habe.

Endlich! Sie hielten vor seinem Hotel.

Voller Ungeduld wartete er, daß der Hausdiener öffnen sollte.

Vor der Katastrophe. Nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach. (Siehe Seite 8.)

Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl, München.

Wie sie dann oben in seinem Zimmer waren, bat er sie freundlich, seinen Koffer zu packen, er wollte nur noch unten beim Nachtportier nach eingelaufenen Briefen fragen und seine Rechnung begleichen. Er gab ihr sogar einen langen Kuß, um sie ganz zu beruhigen.

Und sie, vollkommen glücklich über sein Betragen, machte sich ohne den geringsten Argwohn daran, seine Sachen mit all der Sorgfalt einer liebenden Frau zu ordnen und in den Koffer zu legen.

Dann, als sie damit fertig war, sah sie sich im Zimmer, beim hellen Licht der elektrischen Birnen, überall um, ob auch nichts vergessen sei — nein, es war alles eingepackt . . . Sie malte sich die Freude der beiden Zwillinge aus, wenn sie den Papa mitbringen würde . . . Und ein Lächeln des Glücks, der reinsten Zufriedenheit ging über ihr Antlitz . . .

Dann blickte sie auf die kleine Standuhr, die auf dem Kamin stand. Es war ziemlich zwölf. Zwölf Uhr fünfzig ging ihr Zug; den konnten sie mit der Droschke noch recht bequem erreichen! . . .

Aber Martin könnte nun doch auch fertig sein unten! . . .

Sie wartete noch fünf Minuten und nochmal fünf . . . Dann fing sie an unruhig zu werden . . . Ein Verdacht, ein ganz leiser, zuerst unbestimmter Argwohn begann sich ihrer zu bemächtigen . . . Wo blieb er denn nur?! . . .

Sie wartete abermals . . . Wenn er jetzt nicht bald kam, dann verpaßten sie den Zug! . . . und dann ging erst wieder einer am Morgen . . . solange konnte Martin doch nicht brauchen, um seine Rechnung zu bezahlen! . . .

Nachdem sie zehnmal an den Zimmertelegraphen heran und wieder fortgegangen war, drückte sie endlich auf den Elfenbeinknopf.

Es dauerte eine lange Zeit, bis sie Schritte, langsame, verschlafene Fußtritte auf der Treppe hörte . . . Und während sie horchte und horchte, kam es in ihr Herz wie die Ahnung eines neuen unfaßbaren Unglücks . . .

Ein wenig vorgeneigt, mit von der Angst entstelltem Gesicht stand sie da. Zweimal mußte der Nachtkellner klopfen, ehe sie „Herein"! rief.

„Was wünschen gnädige Frau?"

„Mein Mann? . . ." die Worte kamen wie von den Lippen einer Irrsinnigen, „mein Mann . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Papa Beumer.

Skizze von R. W. Enzio (Cöln).

Er war in seinen jungen Jahren Lehrer an einer Dorfschule im Gebirge und wird dort sicher mit viel Segen gewirkt haben; denn er hatte alles das, was man gemeinhin von einem tüchtigen Dorfschulmeister verlangt, in reichem Maße: Wissen, Fleiß, Vaterlandsliebe und Frömmigkeit. Vielleicht sogar auch noch manches andere; ich weiß es nicht. Jedenfalls waren diese Vorzüge für seine Behörde bestimmend genug, ihn an eine höhere Wirkungsstelle zu berufen. Er sollte in der Stadt Jünglingen von sechzehn bis neunzehn Jahren Geschichtsunterricht erteilen und folgte dem Rufe mit stolzgeschwellter Brust. Er war ja noch jung.

Welche Entwickelungen er dort durchlebt hatte, muß er selber wissen. Uns ist er nur als „Papa Beumer" in der Erinnerung geblieben, und der gab uns zu einer Rückschau auf seinen Werdegang keinerlei Veranlassung. Sein behäbiges Wesen war der Ausdruck einer halb idealen, halb anders gearteten Lebensweisheit, die in dem Satze gipfelte: „Gottlob, daß ich's so weit gebracht habe!" Dabei hatte er sich eine moralische Festigkeit bewahrt, zu der die Korpulenz und Stabilität seines äußeren Menschen ein wirksames Symbol abgab. Heine nannte er den Schmutzfinken im deutschen Dichterwald und flößte uns einen heiligen Ekel vor ihm ein, wenigstens versuchte er das, wenn auch mit geringem Erfolg.

Zu den Geschichtsstunden bereitete er sich gewissenhaft vor und hielt uns Vorlesungen aus dem Schlosser, dem Ranke und dem Müller, die kein Ende nehmen wollten. War die Stunde um, dann zog er seine Uhr aus der Tasche und sagte: „Na, wir sind heute nicht zum Repetieren gekommen; ich hoffe aber, daß Sie den Stoff auch so immer präsent haben. — Oder nicht?" setzte er dann lauter hinzu, wenn er hörte, daß auffallend gehustet wurde.

„Doch, doch, Herr Beumer!" brüllten wir im Chor. Einer riß die Tür auf, machte eine tiefe Verbeugung, und Papa Beumer schob gravitätisch hinaus.

Wir waren oft Flegel, Rülpse. Aber diese Natur — man denke von meiner Selbstrechtfertigung, wie man will — steckt ja eigentlich in jedem Menschen, wenn er in den Jahren ist. Es kommt nur darauf an, daß ihm Gelegenheit geboten wird, sie am rechten Manne auszulassen. Und die hatten wir am Papa Beumer. Ich weiß nicht, war es seine schlichte, fromme Denkungsart oder eine aus Angst geübte Vogelstraußpolitik, daß er das nicht merkte. Drei Viertel der Klasse hatte ihn zum Narren, und das andere Viertel setzte sich aus denen zusammen, die um ihre Zensur besorgt waren. Die kauten denn auch geduldig die unverdaulichen Stoffmengen durch, die ihnen Papa Beumer vorsetzte. Wir anderen verließen uns auf sein gutes Herz, das angesichts unsrer semestralen Prüfungsschwulitäten immer allen Groll und alle Undankbarkeit vergaß. Er sagte dann wohl: „Sie hätten was tun sollen. Ich kann Ihnen bei Gott nicht helfen, und meinetwegen mögen Sie hineinsausen bis über die Ohren."

Wir lachten im Innern über diese erheuchelte Unerbittlichkeit, unterließen es aber doch nicht, seinem Machtgefühl etwas zu schmeicheln, indem wir ihn anflehten. Half das nicht sogleich, dann beschworen wir ihn bei seiner väterlichen Güte und Gnade. Das tat ihm wohl.

„Einen Wink will ich Ihnen ja geben. Sehen Sie sich mal die schlesischen Kriege an! Überhaupt die preußische Geschichte müssen Sie auch binnen haben. Darin werde ich Sie prüfen. Zu leicht werd ich's Ihnen nun doch nicht machen."

Man wußte dann genug, und wenn ein solcher Bescheid geworden war, der hatte in seinem Repetitorium nur die Jahre 1756—1763 zu überfliegen, um glimpflich durch alles Ungemach zu kommen.

Nach den Ferien ging's dann wieder in dem alten Gleise. Papa Beumer hielt seine Vorträge, und wir heckten unterdessen neue Flegeleien aus. Die verwegensten Anschläge wurden mit wahrer Frivolität zur Ausführung gebracht. Jeden Skrupel überwand das Prickeln der Erwartung vor Ausbruch der wohlvorbereiteten Katastrophen, die immer von einem wilden Tohuwabohu unsrerseits und dem grimmen Wutschnauben Papa Beumers begleitet wurden. Nicht selten stürzten so Kartenständer, Wandtafel, Zirkel, Lineal und Kreidekasten bei der leisesten Berührung seiner Hand polternd über das Katheder, und im Hintergrund der Klasse knatterten dazu die Knallerbsen an den Wänden. Das brachte ihn naturgemäß in fieberhafte Aufregung.

„Wer waren die Lümmel?" sprudelte er heraus. „Melden Sie sich, oder ich werde zum Herrn Direktor gehen."

Keiner rührte sich. Und wehe dem Unglücklichen, der dann nicht das Lachen zu verbeißen wußte. Platzte einer heraus, so vergriff er sich an ihm und transportierte ihn höchsteigenhändig zur Tür hinaus. Oder aber er schimpfte in ohnmächtigem Spott: „Feiglinge, die Sie sind. Ich werde Ihnen die Bubenstreiche schon ankreiden."

Dann ging er erregt in der Klasse auf und ab, und, wenn er glaubte, seine Zornesworte hätten die Übeltäter reumütig gestimmt, sagte er: „Ich werde jeden einzelnen auf seine Ehre fragen, ob er die jämmerlichen Taugenichtse kennt."

Das half nur insofern, als gleich der erste erklärte: „Ich kenne sie wohl, und wenn ich auch ihre Handlungsweise verurteile, nennen kann ich sie nicht. Ich kann es nicht."

„Gut, dann werde ich Sie verantwortlich machen."

„Ich will lieber die Strafe auf mich nehmen, als einen Verrat an meinen Klassenbrüdern begehen."

„Ich weiß, ich weiß! Sie nennen das Korpsgeist, aber was für einer ist das? Wenden Sie ihn lieber darauf an, daß ein alter Mann vor dergleichen Schändlichkeiten bewahrt bleibt. Oder wissen Sie nicht, was die heilige Schrift sagt? Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen. Sie nennen mich ja Papa Beumer. Tun Sie's nur immerzu; aber handeln Sie auch an mir, wie es ordentlichen Söhnen geziemt. Ihr Benehmen dokumentiert eine Verworfenheit von beispielloser Tiefe."

Diese Bußpredigt kannten wir auswendig. Sie hatte aber nur die Wirkung, daß Papa Beumer drei, vier Tage lang verschont blieb. Dann erwachte in irgend einem wieder die Lust, seine überschüssige Kraft in der bekannten verderblichen Art zu betätigen, und ein neues Komplott war bald gebildet. Wenn hier und da eine Stimme laut wurde, „die Kindereien dranzugeben," dann hieß es: „Wenn er sie nicht ausrotten kann, verdient er sie. Weshalb kommt bei den anderen derartiges nicht vor?"

Das war ja nun eigentlich eine Art Verbrechermoral; aber Logik war darin, wenn auch eine verwerfliche. Man appellierte an sie, wie der Einbrecher die Tatsache als mildernden Umstand angesehen haben will, daß der Schlüssel im Geldschrank gesteckt hätte.

Übrigens hatten einige von denen, die sonst immer mittaten, oft reuevolle Anwandlungen, wenn sie auch die Motive dazu nicht bekannten. Da gab es Auseinandersetzungen, die am meisten Papa Beumer zugute kamen. In solchen Zeiten unterließ er es denn auch nicht, die Zucht gebührend zu würdigen, die wir uns selber auferlegt hätten. Er nannte uns Männer, um uns zu schmeicheln, und dachte nicht daran, daß er damit wieder alles verdarb. Ich will nicht sagen, daß er damit wieder alle guten Vorsätze zerschlug; denn gute Vorsätze waren ja überhaupt nicht da. Der augenblickliche Waffenstillstand hatte ja seinen Grund nur in dem Zwist der Parteien. Aber es hätte sich daraus vielleicht eine allmähliche Gleichgiltigkeit, ein natürlicher Überdruß entwickelt, wie er Kindern eigen ist, denen ein Spiel dadurch verleidet wird, daß es keine Überraschungen mehr bietet. Wir hätten es schließlich für selbstverständlich gehalten, uns in den Stunden Papa Beumers ebenso anständig und gesittet zu betragen, wie etwa in den deutschen Stunden beim überstrengen Oberlehrer. Aber dadurch, daß Papa Beumer mit seinen Lobsprüchen ebenso freigiebig war wie mit seinen zügellosen Schimpfereien, daß er das als Verdienst ansah, was unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit war, lachten wir über seine Schwäche oder bemitleideten ihn, daß er nicht imstande war, sich auch nur ein Quentchen von Autorität zu verschaffen.

Vielleicht wäre unser Benehmen ihm gegenüber trotzdem mit der Zeit ein anderes geworden. Vielleicht hätten wir als neunzehnjährige Menschen doch ein klein wenig Einsehen gekriegt, allerdings aus uns selbst heraus; von Papa Beumer waren dergleichen Einflüsse nicht zu erwarten. Vielleicht hätten wir endlich doch da und dort ein bißchen

Interesse an den Vorträgen dieses Mannes gehabt, der sich selber so gerne reden hörte. Vielleicht! Wer weiß es! Und von denen, die es wissen könnten, die vor uns dieselben Manöver mit Papa Beumer anstellten, habe ich keinen gefragt. Er selber versicherte uns zwar wohl hundertmal, daß ihm eine solch räudige Klasse noch nie vor die Augen gekommen wäre; aber das war ein frommer Selbstbetrug Papa Beumers. Kurzum: die Probe auf die Richtigkeit meiner Mutmaßungen habe ich nicht machen können. Nachdem er uns aus reinem Lokalpatriotismus vier Wochen lang über den jülich-clevischen Erbfolgestreit vorgetragen hatte und noch nicht damit fertig geworden war, untersagte ihm der Arzt die weitere Ausübung seines Berufes. Bald darauf starb er als siebzigjähriger Mann in einer Nervenheilanstalt.

Als uns der Direktor andern Morgens in der Aula den Tod Papa Beumers verkündigte, fuhren wir ordentlich zusammen und konnten nichts zu einander sagen. Auch nachher vermied es ein jeder ängstlich, die Rede auf den Verstorbenen zu bringen. Es war wie um ein Geheimnis, an das keiner rühren wollte, damit es nicht offenbar würde. Ein paar Tage vergingen, da schien man Papa Beumer vergessen zu haben.

Jedesmal aber, wenn ich die Klasse betrat, erstand sein Bild vor meiner Seele, und oft glaubte ich, ihn auf dem Katheder sitzen zu sehen. Dann überrieselte es mich immer wie das plötzlich aufsteigende Erinnern an eine ungetilgte Schuld, und ich war mißmutig und beklommen. Diese Empfindungen habe ich zwei Jahre lang gehabt, bis ich die Schule verließ.

Ob das Andenken Papa Beumers in mir allein solche dumpfen Gefühle auslöste? Oder ob er doch noch nicht vergessen war?

Mein ist die Rache.

Von Georg Martell.

I.

Erzpriester Johannes hatte sein Amt fast ein Vierteljahrhundert hindurch in der Furcht Gottes verwaltet, ohne auch nur einmal mit einem Mitmenschen in einen ernstlichen Konflikt geraten zu sein. Da er wohltätig war und überdies als tüchtiger Landwirt seinen slovakischen Bauern mit Rat und Tat beizustehen wußte, war in den Herzen seiner Pfarrkinder allmählich auch eine tiefe Verehrung für ihn herangewachsen, die sich, wie er dankbar anerkannte, oft genug in erfreulichem Lichte zeigte. So wurde ihm zum Beispiel sein Holz selbst von den Ärmsten nur in der wahrhaft kalten Zeit gestohlen; die Schinken, die ab und zu aus der Speisekammer verschwanden, fehlten fast immer gerade zur Fastenzeit, wo er den Verlust als Schutz gegen fleischliche Versuchungen auffassen durfte; und in den sehr seltenen Fällen, in denen direkt in seine Wohnräume eingebrochen wurde, befleißigten sich diese Armen und Verirrten stets der größten Geräuschlosigkeit, um dem materiellen Schaden nicht noch einen Verlust an Nachtruhe und physischem Wohlbefinden hinzuzufügen. So kamen Seelenhirt und Pfarrkinder vortrefflich miteinander aus, und der einfache Landwein, den Ungarn auch in dieser Berggegend goldgelb und wärmend hervorbrachte, glitt nach dem vollgiltigen Zeugnis seiner sanftgeröteten Nase nicht weniger bekömmlich durch seine Kehle, als der leibhaftigste Lacrimae Christi durch die seines Bischofs.

Die Gemütsruhe des guten Erzpriesters sollte aber plötzlich in unerquicklicher Weise gestört werden.

Das Dorf, in dem er wohnte, war zum größten Teile ein Herrschaftsgut, das von dem abwesenden Besitzer neu verpachtet wurde. Der neue Pächter, ein gebürtiger Budapester, war ein in seinem Fach unzweifelhaft tüchtiger Mann, der aber gleichzeitig von erschreckender Roheit und Sittenlosigkeit war. Besonders unerträglich schien es dem wackeren Geistlichen, in welcher rücksichtslosen Weise der Gemeindefremde den hübschen Dorftöchtern nachstellte. Und als sich sogar die Stascha, die sein Patenkind war, einmal bitterlich bei ihm beklagte, beschloß er, von seiner geistlichen Autorität Gebrauch zu machen.

Nachdem er in seinem Gedächtnis noch schnell einige besonders kräftige Bibelkapitel rekapituliert hatte, vorzüglich die Donnerreden des Jesaias, machte er sich auf den Weg in das Pächterhaus. Der Tag war warm und sonnig, der nähere Feldweg, den er einschlug, steinig und stellenweise wieder versandet. Obwohl er zwar hoch und stämmig, aber durchaus nicht fett war, begann der Erzpriester doch zu schwitzen, was zur Milderung seiner Erregung durchaus nicht beitrug.

Mit ziemlich unwirscher Miene öffnete er die Glastür, die in das Wohnzimmer des Pächters führte. Der Pächter saß bleich, mit ungekämmtem, verwildertem Haar und müden Augen noch beim Frühstückskaffee, zu dem er, der vor ihm stehenden Flasche nach, sich schon ein Gläschen Slibowitz genehmigte.

Beim Anblick des Pfarrers strich er sich verlegen mit der gespreizten Hand über die Stirn, machte dann aber ein böses, trotziges Gesicht.

„Was wünschen Sie, Hochwürden?" fragte er, ohne sich zu erheben.

Dem alten Pfarrer, der an einen Handkuß oder doch zum mindesten an eine schöne Verbeugung gewöhnt war, stieg die Galle noch mehr in das Blut.

„Reden will ich mit Ihnen!" sagte er barsch. „Reden über das Babel, das Sie aus meinem einfältigen Dorfe machen! Sie wiehern nach Ihres Nächsten Weib und Kind wie die müßigen Hengste! Was wollen Sie jetzt wieder mit der Stascha aufstellen, h.h? —"

Der Pächter, der auch nicht gerade zu den Sanftmütigsten gehörte, schlug mit der Faust auf den Tisch und sprang auf.

„Baßom a Kutyajat!" fluchte er. „Was geht Sie das an und wie dürfen Sie so zu mir reden?"

„Wie ich so zu Ihnen reden darf? Weil ich dafür zu sorgen habe, daß Ihr nicht alle in den Höllenpfuhl fallt! Ein Baalsdiener seid Ihr, aber kein Gotteskind! Statt zu bereuen und sich an die Brust zu schlagen: Herr vergieb mir Sünder! — statt dessen fluchen Sie mir in das Gesicht! Du, Du grüner Junge! —"

„Rrraus!"

Der Pächter, dem noch der gestrige Alkohol im Gehirn rumorte, versetzte ihm, außer sich vor Wut, einen kräftigen Stoß vor die Brust, und als der erregte Pfarrer darauf seine linke Hand ergriff und wie in einem Schraubstock preßte, holte er mit der freigebliebenen Rechten weit aus und gab dem Geistlichen zwei schallende Ohrfeigen.

Der Geschlagene wurde blaurot im Gesicht. So schnell entschlossen er sonst auch war, — diesem Ereignis stand er fassungslos gegenüber. Einen Augenblick juckte es ihn, sich auf den Angreifer zu stürzen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er besann sich aber noch rechtzeitig und wandte sich wortlos um. Während des Heimwegs verirrte er sich zweimal auf Seitenpfade. So verstört war er.

„Geohrfeigt hat man mich! Mich, den Erzpriester Johannes!"

Unaufhörlich wirbelte das durch seinen verdutzten Schädel. Und dann bemächtigte sich seiner eine rasende Empörung.

„Komm her, Katharina! Schnell!" rief er bei sich zu Hause.

Seine alte Wirtschafterin kam verwundert angelaufen.

„Das Essen, Hochwürden . . . ."

„Schweig vom Essen! Sieh her: geohrfeigt hat man mich! Geohrfeigt!"

Katharina sah ihn an wie einen Geistesverwirrten. Erst als er ihr nochmals die brennend rote Backe zeigte, und ihr das Unerhörte wiederholt versicherte, glaubte sie ihm und kreischte laut auf.

„In den Kerker muß der Lump! Geohrfeigt! Jesus Maria, einen Erzpriester!"

„Ja, in den Kerker!" bestätigte ihr Herr dumpf. „Niemals noch habe ich einen Menschen angezeigt. Diesmal aber tue ich es!"

Er ließ einspannen, kariolte nach dem Gerichtsdorf und erhob dort in aller Form Rechtens Klage gegen den Gutspächter Arpad Ivanowicz. —

II.

Als der Erzpriester das Urteil vernahm, das gegen den Pächter auf vier Wochen Gefängnis erkannte, konnte er nur mit Mühe ein höchst unchristliches Gefühl der Schadenfreude unterdrücken. Er mußte erst an eine ganze Reihe von Heiligen denken, ehe es ihm gelang, und als es ihm gelungen war, begann er den Verurteilten gar zu bemitleiden.

„War es auch recht von mir, daß ich, ein Diener der christlichen Liebe, einen Mitmenschen ins Gefängnis brachte?" fragte er sich bekümmert.

Zum Glück für seine Gewissensruhe begegnete er kurz danach dem Verurteilten, der von der Rechtsgnade, seine Strafe zu passender Zeit abbüßen zu dürfen, Gebrauch machte, auf der Dorfstraße. Den Pfarrer erblicken, die Hände breitspurig in die Hosentasche schieben und die Melodie eines volkstümlichen Spottverses vor sich hinpfeifen, war für den Pächter das Werk einer Sekunde. Mit höhnischem Gesicht schritt er dann an ihm vorüber.

„Nun, Gottlob," dachte der Hochwürdige, „gar zu groß ist meine Sünde nicht! Er ist es wohl wert!"

Erleichtert rieb er sich im Weiterschreiten die fleischigen Hände und ließ sich keine grauen Haare mehr wachsen. Tags darauf traf im Dorf ein Vetter des Verurteilten ein, der allem Anschein nach bestimmt war, die bevorstehenden, wichtigen Erntearbeiten während einer Abwesenheit des Pächters zu überwachen. Und richtig erklärte Arpad Ivanowicz auch bald, daß er sich erholungsbedürftig fühle und eine Reise anzutreten gedenke.

„Hier hab ich mein Freibillett!" sagte er lachend am Abfahrtsmorgen zu seinem Vetter. Und weithin sichtbar, so daß auch die in der Nähe befindlichen Dienstleute es sehen mußten, schwenkte er das Gerichtsurteil, auf welches hin man ihm in der Kreisstadt für einen Monat Aufnahme im Gefängnis gewähren mußte.

Der Vetter schmunzelte, die Dienstboten stießen sich in die Seiten und Erzpriester Johannes meinte: Nun nimmt die irdische Vergeltung ihren Lauf.

Einige Tage später hatte er selber in der Kreisstadt zu tun. Nachdem er dort auf dem Wochenmarkte seine einfachen Geschäfte abgewickelt hatte, machte er seinem städtischen Amtsbruder einen Besuch.

„O Kruzitürken!" stöhnte dieser nach der Begrüßung. „O Kruzitürken, Brüderchen! Wie mich das Podagra zwickt!"

Mit umwickeltem Bein humpelte er an einem Stock im Zimmer umher.

„Hier, sieh den Wein da! Sieht er nicht unschuldig aus wie ein Lämmchen? Und doch hat er die Schuld! O Jessas!"

Erzpriester Johannes goß sich lachend ein Glas voll und schlürfte es behaglich leer.

„Mich hat's noch nicht. Aber Gott weiß, wie bald!"

„Das kommt mit der Zeit, Freundchen. Aber nun paß auf, Du kommst mir nämlich grad recht. Heut ist der Tag, an dem ich für

gewöhnlich die Gefängnisseelsorge ausübe. Nun, wie Du siehst, plagt mich das Podagra. Willst Du Dich nicht opfern, Brüderchen, und heute für mich einspringen?"

„In Gottes Namen!" nickte der Erzpriester. „Wie sollt ich Dir diese kleine Gefälligkeit nicht erweisen?"

Sie plauderten noch eine halbe Stunde und dann machte der hochwürdige Herr Johannes sich auf den Weg zum Gefängnis. Als Vertreter des Ortsgeistlichen wurde er von Zelle zu Zelle geführt und überall sprach er tröstend den Gefangenen zu. Er war schon beinahe mit seinem Rundgang am Ende, als er in einer Zelle über Voraussicht lange aufgehalten wurde. Ein älterer Mann mit grauem Haar, roter Nase und großer, dem Erzpriester ähnlicher Figur, schnitt bei seinem Eintritt ein verzweifelt klägliches Gesicht. Auf die teilnehmende Frage, warum er denn so traurig wäre, begann er zu jammern:

„Unglücklich bin ich, Hochwürden, wohl für mein ganzes Leben. Vier Wochen muß ich sitzen und gerade jetzt zur Erntezeit! Niemand ist da, mein kleines Feld zu bestellen! Mein Weib ist schwach und krank und die Ähren verbrennen mir auf dem Acker. O Jesus, Jesus!"

Während der Gefangene eine scheue, ungläubige Frage, in der es wie eine plötzliche Besorgnis zitterte, hervormurmelte, zog der Geistliche sein Taschenbuch, riß zwei Blätter heraus und begann eilig mit Bleistift zu schreiben.

„Liebe Katharina," stand auf dem einen, „gib dem Braven, der Dir meine Kleider bringen wird, einen alten Anzug von mir und etliche Gulden. Ferne sorge Dich nicht über mein Fernbleiben. In vier Wochen bin ich wieder da. Es geschieht zur Ehre Gottes."

Das andere Blatt war an den Retsager Geistlichen adressiert und enthielt die Bitte, ihn für die nächsten Sonntage zu vertreten.

„So!" sagte er aufatmend, als er damit fertig war. „Diesen Zettel hier bringst Du meiner Wirtschafterin in Bank und jenen meinem Amtsbruder in Retsag."

„Nach vier Wochen?" grinste der Sträfling.

„Nein, mein Sohn, jetzt gleich. Paß mal auf, wir sind gleich groß, Deine Nase ist nur um ein weniger röter als meine und im Haar gleichen wir uns auch. Du schlüpfst jetzt aus meinem Kittel und wechselst mit mir das Kleid. Als Pfarrer kommst Du ungehindert

Die Jagd (1630). Nach dem Gemälde von Jacobus Leisten. (Siehe Seite 8.)

Er sprach widerlich näselnd, aber der leicht hingerissene Pfarrer sah ihn voll endlosen Mitleids an.

„O Du Armer! Du Armer!" seufzte er.

Er war Landwirt genug, um zu wissen, daß eine verlorene Ernte für einen kleinen Bauern oft genug den Ruin bedeutet und er wußte auch, daß fremde Schnitter nicht zu bekommen waren.

„Wenn Hochwürden mir etwas schenken wollten!" winselte der Gefangene und streckte mit lauerndem Blick die Hand aus. Der Erzpriester schüttelte wehmütig den Kopf.

„Ich täts ja gern, aber was ist auch mit einem Almosen gedient? Gar nichts, gar nichts! Wenn Ihr Eure Ernte nicht einbringen könnt ... Laßt sehen, ich will nachdenken!"

Er setzte sich auf die Pritsche und stützte nachsinnend das graue Haupt in die Hand.

„Nein, nein!" meinte er dann. „Es ist nichts zu finden!" Und in einer Art Beschämung dachte er dabei, wie leicht er wohl vier Wochen zu entbehren wäre, während hier vielleicht ein ganzes Hauswesen darüber zugrunde ging.

Dabei schoß ihm ein seltsamer Gedanke durch das Gehirn.

Er sprang zur Tür, vor der der Aufseher hin und her promenierte und schob den struppigen Kopf durch den Spalt.

„Werdet nicht ungeduldig, mein Freund!" rief er hinaus. „Hier ist Trost nötig und es dauert wohl länger!"

„Bitte, Hochwürden! Ich wart' schon!"

Vorsichtig drückte der Erzpriester die schwere Tür so fest wie möglich zu. Dann ging er unruhig, mit gerunzelter Stirn, in der Zelle auf und ab, ohne ein Wort zu sagen, und nur manchmal einen prüfenden Blick auf den Gefangenen werfend. Der Gedanke, der vorhin in ihm aufgetaucht war, wurde lebhafter und lebhafter.

„Eine abenteuerliche Idee, eine Idee, unschicklich, höchst unschicklich für einen Pfarrer," sagte er sich ängstlich. „Aber ist sonst denn ein Ausweg?"

„Freilich," fuhr er in seinen Überlegungen fort, „es ist auch ein Unrecht gegen den Staat! Doch dafür ist es wieder ein Werk zur Ehre Gottes! Und mit wem halte ich's? Mit wem?"

Mit entschlossen blitzenden Augen trat er auf den Sträfling zu und faßte ihn an dem obersten Jackenknopf.

„Mit Gott halte ich es," sagte er nachdrücklich. „Gott hat mich erleuchtet und ich weiß, wie Euch zu helfen ist!"

heraus und ich verbüße hier Deine Strafe. Verstehst Du?"

Mit weit aufgerissenen Augen, sprachlos vor Verblüffung, stierte der Sträfling ihn an.

„Tu' es nur!" drängte der Erzpriester. „Denke an Deine notleidende Familie! Ich habe Magd und Knecht und meine Schnitter stellt die Gemeinde. Mich schädigt es nicht!"

Der Gefangene brach mit einem Male in ein unbändiges Gelächter aus.

„Darüber lachst Du?" fragte Johannes verletzt.

Der Sträfling wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Weil ich mich so freu'!" entgegnete er kichernd.

Dann verlor er jedoch keine Sekunde mehr.

Die Kleider wurden gewechselt und drei Minuten später schritt der auf so originelle Weise befreite mit hoch erhobenem Haupt als Gefängnisgeistlicher durch die eisenbeschlagenen Tore. Hinter Hochwürden Johannes aber wurde die eichene Bohlentür knarrend verschlossen.

III.

Die ersten Tage fühlte sich der Erzpriester in der rauhen Gefängnistracht höchst ungemütlich. Auch das Essen schien seinem verwöhnten Gaumen kaum genießbar. Er hätte sich aber schneller mit dem Unvermeidlichen abgefunden, wenn ihm nicht plötzlich ein beängstigender Einfall gekommen wäre.

In diesem Gefängnis mußte ja auch der Pächter sitzen! Wenn der ihn sieht und erkennt! Was dann?" —

Während des halbstündigen Spazierganges, den er mit den anderen täglich im Hof absolvieren mußte, sah er sich immer scheu um. Aber niemals war etwas von Arpad Ivanowicz zu erblicken. Er wird in einer anderen Abteilung sein, beruhigte er sich endlich, und nachdem er sich diese Sorge aus dem Kopf geschlagen, gingen die Wochen in ziemlichem Frieden dahin. Für das körperliche Unbehagen entschädigte ihn der Gedanke, ein Werk christlicher Nächstenliebe vollbracht zu haben, und in seinem Innersten tauchte sogar hier und da ein Gefühl der Bewunderung für seinen eigenen Opfermut auf. So reihte sich ein Tag an den andern und schließlich waren die vier Wochen vorbei.

In einer schönen Mittagsstunde öffnete der Schließer seine Tür sperrangelweit.

„Nu kommen Sie man. Ihre Zeit ist um!"

Der Erzpriester folgte ihm die breite Treppe herunter in den Kleiderraum, wo ihm ein grauer, etwas abgeschabter, aber gar nicht schlechter Anzug als der seinige ausgehändigt wurde. Mit diesem bekleidet, betrat er dann die Kanzlei.

„Hier, Herr Ivanowicz, sind zwei Zigarren. Mehr haben Sie bei uns nicht deponiert," sprach ihn der Bureauchef an.

„Ivanowicz?" — Unwillkürlich war dieser Ausruf im Tone höchsten Staunens dem hochwürdigen Sträfling entschlüpft.

„Na, sind Sie das etwa nicht? Hoffentlich haben Sie nicht vergessen, wie Sie heißen," scherzte der Beamte.

Eine Minute stand der angebliche Ivanowicz sprachlos. Dann erinnerte er sich, daß er ja alle Ursache hätte, eine Namensdebatte zu vermeiden. Er stotterte also ein „Natürlich, natürlich," steckte die klobigen Zigarren ein und verschwand mit unbeholfener Verbeugung.

„Was ist das denn? — Ivanowicz? Etwa gar Arpad Ivanowicz? — Das muß doch eine Personenverwechselung sein!" dachte er auf der Straße. „Schließlich aber," fiel ihm ein, „ist Ivanowicz kein seltener Name und mein Schützling kann gut und gerne ebenso heißen. Ja gewiß! Von „Arpad" hat übrigens kein Mensch was gesagt."

Trotzdem wollte ihm das nicht aus dem Kopf gehen. Mit einem Male, als er schon die Landstraße entlangtrottete, spürte er ein ganz seltsames Gefühl am Körper. Es biß und zwickte ihn überall.

„Ach, Du lieber Gott!" sagte sich der Hochwürdige. „Sollte der Anzug gar Bewohner gehabt haben?"

Kein Zweifel! Und ohne Frage besonders blutdürstige! Der Erzpriester riß die Weste auf und versuchte sich Linderung zu verschaffen. Aber es war vergebens!

Es war schon später, dunkler Abend, als er endlich auf müden Füßen die Steintreppe zu seinem Hause in die Höhe stieg. Auf dieses Geräusch hin wurde die Küchentür geöffnet und seine alte Wirtschafterin lugte heraus.

„Jessas, der Hochwürdige!" rief sie freudig erschreckt.

„Scht! Scht! Nur ruhig, Katharina! Ich bin's, aber sei leis'!"

Er wollte sich in dem grauen Anzug nicht noch gern von anderen sehen lassen.

„Sag' mal, hast Du meinen Anzug und den Zettel bekommen?"

„Gewiß, Hochwürden! Und 'nen Brief hat der Kerl — gefressen hat er wie der leibhaftige Satan! — auch dazu gelegt."

„Einen Brief?"

„Im Schreibzimmer liegt alles, Hochwürden!"

Der geistliche Herr öffnete die Tür und trat ein. Auf dem Tische lag ein Pack Kleider und obenauf ein geschlossenes Kuvert mit seiner Adresse. Neugierig riß er es auf. Ein mit großen, ungeschlachteten Buchstaben beschriebener Zettel fiel in seine Hände.

„Hochwürdiger Herr! Da ich nämlich grad' keine Arbeit hatte, hat der hochgeborene Herr Ivanowicz mich engagiert, seine Strafe zu verbüßen. Für dreißig Gulden. Ich danke Ihnen aber doch schön, daß Sie mir mein saures Verdienst so erleichtert! Ich weiß nur nicht, ob ich den guten Anzug zurückkrieg, den hochgeboren Ivanowicz mir zu seiner Darstellung geschenkt und gebe mir also die Ehre, die Uhr und die Börse von Hochwürden mit mich zu nehmen.

Der Untertan
Tschorba Michael."

Eine Weile starrte der hochwürdige Herr Erzpriester mit den Augen eines plötzlich irrsinnig Gewordenen auf das Schriftstück.

„O, ihr lieben Heiligen!" schrie er dann erbittert. „Also weil ich zwei Ohrfeigen bekommen, hab' ich noch vier Wochen im Kittchen gesessen! O Kruzitürken!"

Er holte mit der geballten Faust aus und wollte in seiner Wut auf den Tisch schlagen. Aber auf halbem Wege zuckte die Faust plötzlich zurück, die Finger spreizten sich und in vehementem Ruck schoben sie sich unter die offene Weste, wo er sich heftig zu kratzen begann.

„Katharina, ein Bad! Schnell, mach mir ein Bad!" rief er kläglich zur Tür hinaus.

Dann riß er sich den grauen Anzug hastig vom Leibe. Und während des Entkleidens schwor er sich tausend Eide:

„Nie wieder aber bringe ich einen Menschen ins Gefängnis! Nie wieder aber befrei' ich auch einen daraus! O Jesus, Jesus! wie das beißt! Mein ist die Rache, spricht der Herr — — —"

Unsere Bilder.

Die beiden Bilder „Spielkameraden" nach dem Gemälde von Emanuel Schaltegger und „Vor der Katastrophe" nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach schildern Szenen aus dem Kinderleben. Mit feiner Beobachtung haben es die Maler verstanden, das Anmutige und das Humorvolle, das um das sorglose Dasein des Kindes gebreitet ist, mit dem Pinsel festzuhalten. Es ist ein enges Freundschaftsverhältnis, das die drei miteinander verbindet, die beiden kleinen Mädchen und die schwarze Mieze, wie sie das erste kleine Idyll darstellt. Geduldig läßt sich Mieze die gutgemeinten Liebkosungen ihrer kleinen Freundinnen gefallen, wenn sie auch manchmal recht wenig nach ihrem Sinn sein mögen und sie sich lieber in der Küche aufhielte, wo immer gelegentlich ein guter Bissen für sie abfällt. — Weniger friedlich sieht es auf dem zweiten Bilde aus. Es ist die Ruhe vor der Katastrophe; im nächsten Augenblick wird das Unheil über den kleinen kommandierenden General und seinen Stabstrompeter hereinbrechen, die sich im traulichen Tete-a-Tete an den wundervollen Tönen der Trompete zu erbauen scheinen. Schon beginnt sich der Kübel bedenklich zu neigen, um ein Sturzbad über den stolzen Generalshelm auszugießen, mit dessen Herrlichkeit es dann vorbei ist. Aber dann mögen die bösen Buben auf der Mauer schleunigst Reißaus nehmen, denn nach der schwarzen Tat wird ein lustiger Kriegstanz anheben, da die beiden kleinen Soldaten nicht so aussehen, als ob sie die Schmach auf sich sitzen lassen werden. — Unser letztes Bild „Die Jagd" gibt ein Gemälde von Professor Jacobus Leisten wieder. Professor Jacobus Leisten ist ein Sohn unserer Stadt und gehört zu den geschätztesten Vertretern der Düsseldorfer Malerei. Seine eigenartige Richtung in der Genremalerei weist ihm eine besonders vornehme Stellung in seiner Kunst an. In allen seinen Werken spricht sich ein mächtiger genialer Zug ins Große und Schöne aus, der sein Genre zur Historienmalerei erhebt, ohne dem liebenswürdigen genrehaften Charakter seiner Gemälde Abbruch zu tun. Die höchste Stufe seiner Meisterschaft zeigen die Werke, welche er dem 16. und 17. Jahrhundert entnommen hat. Hier ist der vielseitige Künstler ganz zu Hause; Charakteristik seiner Gestalten und Kostüme, die Pracht, welche sie umgibt, und die Situation, in welcher er sie uns vorführt, deuten auf ein ernstes Studium und ein feines Verständnis der Geschichte hin. Das gilt auch von dem Gemälde, das wir heute unseren Lesern vorführen und das einen mittelalterlichen Jagdzug darstellt.

Für Briefmarkensammler.

Neue Briefmarken. Einen interessanten Einblick in einen Großbetrieb zur Herstellung von Briefmarken läßt uns ein Bericht amerikanischer Zeitungen tun. Amerika verbraucht ein ungeheuer großes Markenmaterial und die Regierung der Vereinigten Staaten hat soeben einen Kontrakt mit der American Banknote Company in New York abgeschlossen, nach dem diese Gesellschaft vom 1. Februar ab täglich 27 Millionen Marken aller Art zu liefern hat. Darunter sind die soeben zur Ausgabe gekommenen Marken der Philippinen. Sauber und nett, nur vielleicht etwas nüchtern und klein, führen sie im Bilde eine Reihe um das Land verdienter Männer vor. Sie besitzen die Zähnung 14. Die Wertabstufungen sind in Centavos und Pesos angegeben. 2 philippinische

Centavos entsprechen 1 Cent amerikanisch, so daß die Reihe (im ganzen 14 Stück), um in Übereinstimmung mit den Postwertzeichen der Union zu bleiben, mit 2 Centavos beginnt. Wir veröffentlichen daraus: 2 Centavos grün, Bild des philippinischen Volkshelden Rizal. 4 Centavos rot, Bild des Präsidenten Mac Kinley, unter dessen Regierung die Inseln amerikanisch wurden. 8 Centavos braun, Bild von Legaspi, der 1560 entgültig von dem Archipel für Spanien Besitz ergriff. 16 Centavos violettschwarz, Bild des Admirals Sampson, der die Schlacht bei Porto Rico gewann. 26 Centavos schwarzbraun, Bild des Wohltäters Carriedo, des Stifters des Wasserwerkes von Manilla. — Die größere Marke ist eine neue Barbados. (Mitgeteilt vom Verlage von Schaubeks Illustriertem Briefmarken-Album, C. F. Lücke, G. m. b. H., Leipzig, Perthesstraße 2.)

Einbanddecken für die Sonntagsbeilage **„Rhein und Düssel"** in eleganter Ausführung sind zum Preise von Mark 1.— (durch Boten zugestellt 10 Pfg. mehr) jederzeit in unserer Haupt-Expedition, Kasernenstraße 18, zu haben. **Post-Versand** unter Anrechnung von Porto und Verpackung nach auswärts gegen Nachnahme. Evtl. fehlende Nummern werden, soweit noch vorhanden, gegen mäßige Vergütung bereitwilligst nachgeliefert.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.